

«Der Teller Reis kommt vor dem Kondom»

Lotti Latrous ermöglicht den Ärmsten der Armen in der Elfenbeinküste ein würdiges Leben und vielen Aidskranken ein würdiges Sterben. Woher sie die Kraft nimmt? Sie hat sie einfach, weil sie die Arbeit im Slum von Abidjan glücklich macht.

Sie sind seit Kurzem in der Schweiz für ihren alljährlichen Besuch. Wie erleben Sie den Kulturwechsel zwischen Afrika und der Schweiz?

Lotti Latrous: Jetzt gut. Am Anfang hatte ich Mühe. Was mir aber immer schwerer fällt, ist der Umgang mit der modernen Technologie. Man kann nicht mehr am Schalter für den Flug einchecken. Überall sind Automaten. Und wenn ich meine Brille zu Hause gelassen habe, kann ich die Anleitung dazu nicht lesen. Das ist nichts für mich, das nervt mich. Ich komme mir vor wie eine alte, hilflose Frau.

Die moderne Technik macht aber auch vieles bequemer.

Ist das gut? Sehen Sie doch, wohin uns das bequeme Leben geführt hat. Die Schweiz hat eine der höchsten Suizidraten. Warum gibt es das im Slum nicht? Dort müssen tagtäglich existenzielle Probleme gelöst werden. Eine Mutter muss überlegen, was sie ihren Kindern zu essen geben kann. Glauben Sie, sie kommt auf die Idee, sich umzubringen?

Nein, natürlich nicht.

Männer verfallen zwar oft dem Alkohol, bemitleiden sich selbst, weil sie die Arbeit verloren haben und die Familie nicht

mehr ernähren können. Sie sind nicht so stark wie die Frauen. Diese probieren auf irgendeine Art und Weise, ihre Kinder durchzubringen. Auch wenn sie sich prostituieren müssen.

Jetzt sind Sie in der Schweiz auf Bettel-tour für die Ärmsten in Abidjan?

Die einen nennen es Bettel-tour, für mich ist es eine Gelegenheit, den Tausenden von Menschen, die uns alljährlich helfen, zu danken. Wir zeigen ihnen mit Bildern und Berichten, was sie alles ermöglicht haben, etwa den neuen Brunnen, den wir im Slum gebaut haben. Endlich haben die Menschen sauberes Trinkwasser.

Sie garantieren, dass «kein einziger Rappen in dubiosen administrativen und politischen Kanälen der Elfenbeinküste verschwindet». Wie können Sie da so sicher sein?

Ich verwalte das gesamte Geld selber. Jeder eingesetzte Franken wird von mir abgesegnet. Natürlich muss ich dem Staat Geld abliefern, das ist aber

für die Pensionskasse meiner 75 Angestellten, damit sie später eine Altersrente haben. Die Hilfswerke dürfen laut Schweizer Vorgaben nicht mehr als 17 Prozent ihrer Spenden für die Administration verwenden. Wir benötigen gerade mal vier Prozent dafür! Der Rest kommt direkt den hilfsbedürftigen Menschen zu. Wir bezahlen nur Löhne an Mitarbeitende, die im Slum leben und damit ihre Familie ernähren können. Alle wissen Mitarbeitenden sind, mit Ausnahme einer einzigen Fachperson, ehrenamtlich im Einsatz. Und wir haben viele Freiwillige...

... von denen Sie bestimmt viel abverlangen?

Natürlich, sie haben einen langen und harten Arbeitstag. Aber sie sollen das nicht für mich tun, sondern sich damit selbst etwas Gutes tun. Denn mit einem Lächeln im Gesicht ist es noch viel angenehmer für alle. Ich ziehe oft den Hut vor meinem Personal im Sterbespital angesichts der dramatischen Geschichten, die wir erleben. Im

Moment pflegen wir einen 18-jährigen Jungen, Lari heisst er, sein Körper ist voller Würmer, seine Gliedmassen verfaulen. Er braucht täglich einen neuen Verband, das dauert jeweils zwei Stunden und ist mit unerträglichen Schmerzen verbunden. Seit Monaten müssen die Pflegerinnen mit ansehen, wie er leidet. Wie sie immer wieder die Kraft dafür aufbringen, ist zutiefst beeindruckend.

Woher schöpfen Sie Ihre Kraft?

Ich habe Menschen einfach gern. Ich liebe sie. Ich mache keinen Unterschied zwischen schwarz und weiss und grün und blau. Jeder Mensch ist gleich viel Wert wie ich. Und je schlimmer es ihm geht, desto mehr interessiert er mich. Mein Sohn sagte einmal: «Weisst du, Mami, je mehr ein Mensch stinkt, desto mehr liebst du ihn.» Und er hat wohl recht.

Handeln Sie aus Mitleid?

Überhaupt nicht. Es ist Mitgefühl und immer diese eine Frage: Warum trifft es dich so hart und nicht mich? Warum bin ich privilegiert und du nicht?

Eine Art schlechtes Gewissen?

Nein, ganz und gar nicht. Ich frage mich einfach, womit ausgerechnet ich es verdient habe, in der Schweiz

geboren worden zu sein? Warum nicht die Mutter in Afrika, die Aids hat und drei Kindern das Leben gibt, die an Tuberkulose leiden?

Sie müssen ziemlich wütend sein auf die SVP, die gegen die Flut von Asylsuchenden schimpft, die das Pech hatten, in einem anderen Land geboren worden zu sein.

Politik interessiert mich überhaupt nicht. Ich weiss nicht einmal, wer gerade der Bundespräsident ist. Ich konzentriere mich auf authentische Weise auf meine Arbeit.

Dann ist es die Wut, die Sie treibt?

Früher einmal. Die Wut war Auslöser dafür, dass ich mein Leben änderte. Ich war auch auf Gott wütend, weil er dieses Elend zulies. Aber dann habe ich aufgehört, Fragen zu stellen, änderte meine Einstellung. Wichtig wurde, was ich mit der Situation anfang, mit Gott hadern bringt niemandem was. Heute bin ich glücklich im Slum, denn ich weiss, dass ich jemanden beim Sterben begleiten und ihn trösten kann.

Zuvor waren Sie die privilegierte, weisse Ehefrau eines Direktors, mit Chauffeur und Swimmingpool. Haben Sie dieses Leben nicht genossen?

Es war bequem, wir hatten Bedienste, welche die Arbeit für mich erledigten, und ich sagte mir, du hast es doch schön. Ich lebte in den Tag hinein. Wir hatten Freunde, die den gleichen Lebensstil pflegten, Kontakt zu den Einheimischen hatten wir nicht. Das tägliche Kaffeetrinken, Bridge- und Tennisspiel wurde mir zu langweilig. Mein Mann war ja beruflich eingespannt, die Kinder tagsüber in der Schule. Ich entschied mich dann, etwas sinnvolles zu tun und begann, in einem Mutter-Theresa-Spital zu arbeiten. Dort fing alles an.

Der Moment, der Ihr Leben veränderte?

Absolut. Der Schock war gross, als ich das Elend realisierte und die grossen Probleme, die Aids verursachte. Da ich keine Krankenschwester bin, half ich, die Medikamente zu verteilen. Und ich spürte bald, dass ich den Patienten durch meine Art, sie zu trösten, zu streicheln und in den Arm zu nehmen, eine grosse Hilfe sein konnte.

Ich konnte ihnen etwas die Angst vor dem Tod nehmen, indem ich bei ihnen sass. Statt einmal in der Woche ging ich bald dreimal, und dann jeden Tag. Dann begleitete ich einen afrikanischen Arzt in den Slum, der dort «Hausbesuche» machte. Das war für mich dann der totale Schock. Menschen lebten in Hütten, die wir nicht

einmal für Hunde verwenden würden, ohne Wasser, ohne Kanalisation, ohne Strom. Und das alles auf engstem Raum. Wer dort krank ist, krepirt, denn Geld für die medizinische Versorgung hat dort niemand.

Wie sehen Sie die Rolle der Pharmaindustrie, die mit Spenden wohl viel Leben retten könnte?

Die Wut ist gross. Viele Menschen müssen sterben, weil die Pharmakontinente ihre neuesten Produkte für 25 Jahre patentieren lassen. Die günstigeren Generika sind oft nicht gut genug und verlieren ihre Wirkung, weil die Patienten Resistenzen entwickeln.

Ist die Aidsquote in Afrika besonders hoch, weil die Leute zu wenig Verantwortung beim Sex übernehmen?

Ein Kondom kostet gleich viel wie ein Teller Reis. Wenn jemand Hunger hat, entscheidet er sich für den Reis. So einfach ist das. Sehen Sie, das Leben im Slum ist so trostlos, die Perspektiven für ein besseres Leben gleich null. Was sagen Sie denn einem Jugendlichen, der keine Arbeit, keinen Fernseher hat, der weder lesen noch schreiben kann und dessen einzige Freude im Leben es ist, ab und zu ein bisschen Liebe zu machen?

Viele sehen in Ihnen eine Selbstlose. Doch haben Sie vor zwölf Jahren Ihren Mann und Ihre drei Kinder verlassen, um ihr Hilfsprojekt zu realisieren. Ist das nicht egoistisch?

Natürlich. Sie fragten, woher ich die Kraft habe. Ich habe sie nur, weil ich das Projekt für mich mache. Weil ich darin den Sinn für mein Leben sehe.

«Meine Tochter hat oft gelitten, aber Vorwürfe hat sie mir nie gemacht»

Nicht mein Mann und meine Kinder sind mein Lebenssinn. Bevor ich mich dazu entschloss, haderte ich lange, aber ich war in Gedanken ständig bei den sterbenden Menschen im Slum, und allen war sehr unwohl dabei. Sie merkten, dass ich nicht mehr wusste, wohin ich gehöre, dass ich depressiv wurde. Eines Tages sagte mein Mann: «Bevor aus unserer Liebe Hass wird und du mir vorwirfst, dass du deinen Weg nicht gehen konntest: geh, und komm zu uns, wenn es für dich stimmt.» Allen, insbesondere meinen Kindern, fiel ein Stein von der Schulter. Endlich konnte ihre Mutter tun, was sie tun musste. Aber ich habe meine Familie nicht verlassen – sie hat mich ziehen lassen.

Sie führen also eine Fernbeziehung? Mein Mann ist seit drei Jahren pensioniert und kommt sehr häufig nach Abidjan, wo er als Handwerker mitanpackt. Wir werden uns am 2. Dezember in Genf treffen, sobald ich meine Dankestournee beendet habe.

Sie spenden sterbenden Menschen viel Trost und geben Tausenden im Slum Hoffnung. Wie haben Sie Ihre Kinder getröstet, als diese Sie brauchten? Immerhin war Ihre Jüngste ein neunjähriges Kind, als Sie sich für die Arbeit im Slum entschieden.

Am Telefon. Es war schwer für sie. Ich habe auch sehr gelitten. Doch über meinen Schmerz spreche ich nicht, denn schliesslich habe ich mich für diesen Weg entschieden. Immer, wenn ich nach meinen mehrwöchigen Besuchen bei der Familie Abschied nahm, war Sarahs Schmerz gross, doch Vorwürfe gab es nie. Heute reden wir wahnsinnig viel miteinander, unser Verhältnis ist wunderbar. Meine Tochter sagt heute, dass sie die Erfahrung auch stark gemacht hat. Auch sie möchte sich beruflich im humanitären Bereich engagieren. Sie kommt jedes Jahr mit mir nach Abidjan, auch dieses Jahr. Ich werde die Weihnachten mit meiner Familie in Abidjan verbringen.

INTERVIEW: KARIN LANDOLT

ZUR PERSON

Lotti Latrous (57) ist in Dielsdorf ZH aufgewachsen. Als Ehefrau des Nestlé-Direktors Aziz Latrous lebte sie jahrelang mit ihren drei Kindern privilegiert in Saudi-Arabien und auf dem afrikanischen Kontinent, in Nigeria, in Ägypten und schliesslich in der Elfenbeinküste – wo sie 1999 im Slum von Abidjan ein Krankenhaus eröffnete. Später entstanden ein Sterbespital und ein Waisenhaus. Seither lebt «Lotti la blanche», wie sie die Einheimischen nennen, inmitten von 40 000 Slumbewohnern. 2005 wurde die Trägerin des Adele-Duttweiler-Preises vom Publikum des Schweizer Fernsehens zur Schweizerin des Jahres gekürt. Über die Korruption, die den wirtschaftlichen Erfolg und damit den Wohlstand in vielen afrikanischen Ländern verhindert, will sie nicht reden – zum Schutz ihrer Organisation, wie sie sagt. Ihre Kinder und ihr Mann leben heute in der Schweiz. (ka)

Spenden: UBS Schweiz, «Stiftung Lotti Latrous», Konto Nr. 0240 – 428 654. 00E

www.lottilatrous.ch

Bild: Heinz Diener

